

Christoph T. M. Krause – Der Teufel singt Wagner

Missbrauch im Klassenzimmer

Ein Coming-of-Age-Roman

Christoph T. M. Krause

Der Teufel singt Wagner

Missbrauch im Klassenzimmer

Ein Coming-of-Age-Roman

© 2021 Christoph T. M. Krause
Umschlaggestaltung: Christoph T. M. Krause.
Autor Christoph T. M. Krause, Heerstr. 394a, 13593 Berlin.
Verlag + Druck: tredition GmbH, Halenreihe 42, 22359 Hamburg.

978-3-347-37645-8 (Paperback)

978-3-347-37646-5 (Hardcover)

978-3-347-37647-2 (E-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Rechte zur Nutzung aller in diesem Buch dargestellten Bilder und Illustrationen liegen dem Herausgeber vor.

**Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

| | |
|------------------------------|-----|
| INHALT | 5 |
| | |
| Prolog | 7 |
| | |
| Erster Schultag am Gymnasium | 9 |
| Monsterlehrer | 11 |
| Neue Zeiten | 19 |
| Unaussprechliches | 21 |
| Hürden | 27 |
| Musik | 29 |
| Schockmomente | 35 |
| Trauma | 39 |
| Schuld | 41 |
| Zeitenwende | 43 |
| Umbruch | 45 |
| Schulwechsel | 51 |
| Neubeginn | 53 |
| Rückfall | 57 |
| Alte Wunden | 63 |
| Verführungen | 67 |
| Erste Probleme | 77 |
| Todesurteil | 83 |
| Entscheidungen | 89 |
| Prüfsteine | 91 |
| Läuterung | 95 |
| Neue Waffen | 99 |
| Fazit | 103 |
| | |
| Epilog | 105 |
| Bildnachweise | 107 |

Dieses Buch ist Andreas Zwiener gewidmet

Prolog.

Missbrauch war schon immer allgegenwärtig.

Die meisten Taten finden im vertrauten Umfeld statt und wurden sehr lange totgeschwiegen und verdrängt.

Wer kann diese scheußlichen Taten auch einfach so erzählen und seinen Scham überwinden?

Kinder können das mitnichten.

Sehr häufig werden diese Schandtaten dort verübt, wo Erwachsene Macht über Kinder haben, also im eigenen Zuhause, im Kindergarten, in der Schule und am Sportplatz.

Selbst im Erwachsenenalter setzen sich diese Machtausbeutungen fort und bestimmen den Alltag und Beruf von so vielen.

So haben Skandale in allen Lebensbereichen in den letzten Jahren das wahre Ausmaß und die Grausamkeit dieser Verbrechen an die Öffentlichkeit gespült.

Gesetze und Strafen wurden verschärft und doch geht der Wahnwitz weiter und weitet sich weltweit noch wie ein Krebsgeschwür weiter aus.

Schauen wir gemeinsam in den Abgrund eines Beispiels, um das perfide „Spiel“ eines Lehrers zu

beobachten, der sich mit Raffinesse, Gemeinheit und rücksichtslosem Eigennutz an seinen Schützlingen vergreift und ungestraft davonkommt.

Erster Schultag am Gymnasium.

„Unsere Schule ist ein Ort der Disziplin und des Lernens!“, schmetterte der Direktor meiner neuen Schule auf den Schulhof.

„Wer hier etwas lernen will, sollte gehorchen und die Regeln beachten!“

Mir wurde mulmig, denn ich kannte zwar von zu Hause auch Disziplin und Unterordnung, aber ein militärischer Ton mit „Zwei-und-zwei-Aufstellen“ auf dem Schulhof und ein Kommissst on erster Güte waren mir völlig neu und fremd.

Die Atmosphäre einer alten Militäarakademie wurde verstärkt durch das uralte Gemäuer dieser ebenso uralten Schule, das eher unheimlich, als heimelig anmutete und nichts Schönes oder Entspanntes verhiß.

Das Gebäude war ein altes preußisches Backsteingebäude, schön rot wie die meisten, aber die uralten Wände wirkten dunkel und abgenutzt. Die Fenster waren verrottet und alle einheitlich, wie bei einer Kaserne, angeordnet.

Zumindest machte diese Fassade, der Schulhof und das Gehabe unseres Direktors einen gruseligen und abstoßenden ersten Eindruck auf mich.

Nachdem wir nun also fast jeden Satz mit einen *„Jawohl, Herr Direktor“* lauthals bestätigen mussten,

durften wir, nach dieser Schuljahrs-Erstrede unseres Direktors, endlich das Schulgebäude betreten.

Dies taten wir im Gänsemarsch, denn freies Herumlaufen war verboten.

Ich dachte, oh Gott, wo haben dich die Eltern nur hingeschickt!

Abb. 01



Monsterlehrer.

Meine Eltern hatten oft mit der Unterbringung in einem Internat gedroht, wenn sie meiner überdrüssig wurden und mir vorwarfen, dass ich nicht gehorchte oder ihnen zu aufmüpfig war.

Aber ich wusste inzwischen, dass das alles nur eine leere Drohung bleiben sollte, um mich gefügig zu halten.

Nun dachte ich, dass sie für diese Internatsdrohung einen probaten Ersatz gefunden haben mussten, denn so hatte ich mir ein Internat vorgestellt und nicht ein humanistisches, altsprachliches Gymnasium.

Die Fünfziger Jahre schlugen hier noch voll durch, viele ehemaligen Wehrmachtssoldaten und vor allem Exnazis waren hier noch als Lehrer untergekommen, das sah man daran, dass der ein oder andere, statt normaler Arme oder Hände, Ersatzprothesen trug.

So hatte der unheimliche Dr. Walter eine Hakenhand, wie sie in einem schlechten Piratenfilm Käpt'n Hook zukam.

Und wir bekamen den sadistischen Dr. Grabinsky, dessen Pitscherei in meine Wange heute immer noch wehtut, weil ich seine Quizfrage, in einer Vertretungsstunde vor versammelter Klasse, seiner Meinung falsch beantwortet hatte.

In diesen seinen Vertretungsstunden machte er mit uns immer ein Fragequiz und der Schüler, der von ihm zur Antwort auserkoren wurde, hatte nach vorne zu kommen, um dort seine Quizantwort preiszugeben.

Ich erhielt die Frage: „*Wer malte die Mona Lisa?*“

Als ich „*Leonardo da Vinci*“ antwortete, drehte er mit seinen Fingern ein Stück Haut meiner Wange so lange herum, bis ich vor versammelter Klasse laut aufschrie.

Warum und wieso das falsch gewesen sein sollte, wusste niemand. Und Diskussionen darüber, geschweige denn eine ungebetene Widerrede, waren verboten.

Grabinsky war für seine Quälereien bekannt, aber niemand wagte ihn zu stoppen. Gott sei Dank war er nur unser Vertretungslehrer.

Der Lehrer mit dem Handhaken machte mir besondere Angst. Herr Tonguweit hatte gedient, hieß es, und er hatte seine Tapferkeit gegen den Feind mit dem Verlust seines Unterarms bezahlen müssen, dementsprechend böse schaute er drein. Ich hatte das Gefühl, dass er immer noch auf dem Schlachtfeld unterwegs war und wir, seine Schüler, seine Feinde waren.

So kam es vor, dass er mit seinem Haken, ohne dass man damit rechnete, mit aller Wucht wie mit

einem Hackebeil auf die Tischplatte deines Schultisches herunterfuhr und dich zu Tode erschreckte.

Dies tat er, wenn er dachte, du seiest unaufmerksam oder hättest eine Antwort verpatzt.

Unser Lateinlehrer, Herr Wegener, war eher ein Buchhaltertyp, der mit seiner braunen Aktentasche in die Klasse kam und seine Unterlagen wie bei einer Steuerprüfung hervorzerre.

Man hatte das Gefühl, jetzt kommt etwas zum Vorschein, das nichts Gutes bedeuten konnte.

Meist war es sein Notenbuch, in das er regelmäßig Strafnoten eintrug und dann sagte er von ganz oben herab: „*Schneider, Sonderfünf in Klammern!*“

Eine Fünf war ja schon eine Deklassierung par excellence, aber eine „Sonderfünf“ war das Allerletzte, das es zu vergeben gab.

Eine Sechs gab er nie, das hätte deinen Schultod bedeutet.

Eine „Sonderfünf“ hatte etwas von Sonderbehandlung, die dir „zustand“. Hätte ich damals von Judenverfolgung und Holocaust gewusst, hätte ich an diese Sonderbehandlung im Konzentrationslager denken müssen.

Denn die Juden und viele andere erhielten auch Sonderbehandlungen. Eine „Sonderfünf“ war zwar

beleibe nicht damit zu vergleichen, aber der Duktus und die Absicht dahinter kamen genau aus dieser Gedanken- und Tatenschmiede.

Herr Wegener war jedoch kein schlechter Lehrer, er war, so denke ich heute, auch kein Henker gewesen. Er war halt ein Buchhalter des Lateins, das wir alle hassten, weil es als „Sprache“ so tot wie viele Lehrer zu sein schien.

Aber natürlich wussten wir noch nicht, welche Rolle Latein in unserer abendländischen Kultur spielte und wie sehr wir alle doch von dieser Sprache geprägt sind.

Aber genau das war das Problem, wir wussten es nicht nur nicht, wir lernten es auch nicht. Hätte man mir den Hintergrund erklärt, hätte ich diese Sprache sogar spannend gefunden.

Aber Latein wurde nicht als etwas ehemals Lebendiges gelehrt, sondern als lebloses Objekt, das schon lange tot war, gefühlt so lange, wie die alten Römer selbst schon tot waren.

So schlepften wir uns durch sieben Jahre „Großes Latinum“, bis wir so die Nase voll davon hatten, so dass wir es, sobald es ging, abwählten (was später möglich wurde) oder uns schworen, so etwas nie wieder jemals lernen zu wollen.

Wissen wurde nicht um des Wissens willen vermittelt, sondern weil es so sein musste.

So mussten wir in Mathematik Formeln auswendig lernen oder in Latein den „Ablativ“ pauken, ohne erklärt zu bekommen, was ein Ablativ überhaupt ist, während wir in Geschichte hauptsächlich Zahlen repetieren können sollten.

Das alles waren Lerninhalte, die lediglich auf seelelose Datenanhäufung aufgebaut waren, eine interessante Einordnung, Hintergrundwissen und Anleitung zum eigenen Denken gab es nicht.

„Natürlich“ wurde auch die Zeit des „Dritten Reiches“ und seine Folgen völlig ausgespart, denn man wusste, die Gattung Lehrer, die dieser Zeit entsprungen war, war die letzte, die ihren eigenen Untergang erklären konnte, ohne etwa in alte Muster zurückzufallen.

Am Beispiel unseres Biologielehrers Herrn Dr. Kalkuschka, konnte man gut erkennen, wie Pädagogik gehandhabt wurde.

Kein einziges Mal wurde uns erklärt, welche Veränderungen uns in der Pubertät, die bei den meisten gerade in vollem Gange war, erwartete.

Das einzige, was er jemals zu diesem Thema zu uns sagte, war: *„Wenn es euch da unten juckt, müsst ihr das radikal machen, Haare ab und Cuprex drauf, dann ist die Sache ausgestanden!“*

Er hatte uns vor Filzläusen gewarnt und diese weder explizit erwähnt, noch erklärt, warum wir diese Maßnahmen durchführen sollten.

Ich verstand nur Bahnhof und alle lachten nur, weil es uns peinlich vorkam, dass ein Lehrer so etwas nur sagte.

Keiner wusste, was genau er gemeint hatte, nur, dass es ihm und uns peinlich war. Natürlich mussten alle grinsen, ohne irgendetwas wirklich zu verstehen.

Erst nach und nach trug der ein oder andere Mitschüler dazu bei, langsam den Mantel der Unklarheiten zu lüften und etwas Licht ins Dunkel zu bringen.

Unser Halbwissen in „körperlichen“ Dingen stammte von der Straße. Die Schule schwieg und schien erleichtert zu sein, brisante Themen auszusparen, wo immer es ging.

Stattdessen paukten wir Geschichtszahlen:

„Drei, drei, drei, Issos Keilerei“ war ein beliebter Spruch, um sich eine Schlacht im alten Griechenland merken zu können.

Die Probleme des Alltags eines 11-Jährigen schienen für die Lehrerschaft so weit weg zu sein, wie für uns das Jahr 333 vor Christus.

So war die Kluft zwischen uns und der Generation, die uns das Leben näherbringen sollte, so groß, dass ich mir damals vorkam, auf einem anderen Planeten zu leben, der nichts, aber auch gar nichts, mit meinem Leben zu tun hatte.

Hätte ich den Abstand und das wirklich gut erklärte Wissen gehabt, dass ich später als Erwachsener erlangte, hätte ich mich nicht wie in einer anderen Zeit gefühlt, eine bleierne, düstere Zeit, die eigentlich zu Ende sein sollte.

Jedoch waren die Schatten eines „tausendjährigen“ Reiches, das nach zwölf Jahren blutig und mit hohen Verlusten niedergedrungen worden war, immer noch überall zu spüren.

Später sollte uns allen klar werden, dass wir diese zwölf Jahre heute immer noch zu spüren bekommen (müssen).

Nur damals wusste ich nicht, dass es diese Schatten überhaupt gab, eben weil es mir niemand erklärt hatte.

Ich spürte nur, dass es etwas gegeben hatte, was nicht gut gewesen war und immer noch unser aller Alltag beeinflusste und bestimmte.

Neue Zeiten.

Eine neue Zeit stand jedoch bereits vor der Türe.

So wurden wir 1968 von der Apo besetzt und es wehte ein frischer, ungehorsamer Wind durch die alten Flure unseres Gymnasiums.

Bald darauf erhielten wir einen neuen Direktor. Er war jünger, als der alte und schon hatten wir das unbestimmte Gefühl, es könnte sich etwas ändern.

Schulhofansprachen und „In-Reih-und-Glied-Aufstellungen“ gab es plötzlich nicht mehr.

Doch die alten Lehrer blieben und noch blieb auch alles andere, wie es war.

Unaussprechliches.

Nach dem anfänglichen Schock einer völlig anderen, düsteren Welt in Form einer traditionsreichen Schule, begann ich zumindest das Gebäude zu mögen.

Es bot viele Möglichkeit verbotener Abenteuer und aufregender Erkundungstouren durch alte, dunkle Gänge.

Das gesamte Areal war unterirdisch durchzogen von unerklärlichen Wegen und geheimnisvollen Räumen.



Abb. 02

Zugang erhielten wir durch die Nachlässigkeit der verantwortlichen bzw. verantwortungslosen Haus-

meisterriege, die vielerorts die Türen offen stehen ließ.

So erkundeten wir diese Flure und Winkel, auch im Dachstuhl, zu dem eine in einem Turm befindliche, offen zugängliche Wendeltreppe auf Schulhofseite führte.



Abb. 03

Irgendwie war das Ganze immer sehr aufregend und so kam es, wie es kommen musste: Der ein oder andere Mitschüler fing an, in diesen Katakomben sexuelle Spiele zu initiieren.

Zunächst wusste ich nicht, wie mir geschah. Diese Art von körperlicher Nähe war mir naturgemäß fremd, aber ich fand es unglaublich aufregend, wenn ich auf eine neue Weise berührt wurde.

Besser gesagt, es wurde mir schnell zur Gewohnheit und ich fand mehr Gefallen daran, als zunächst gedacht. Ich ahnte, es war irgendwie etwas Verbotenes, aber das wurde mir zusehends egal.

Diese Geheimaktionen weiteten sich allmählich weiter aus, indem wir nun anfangen, solche verbotenen, aber gut tuenden Dinge, unter der Schulbank, mitten im Unterricht, zu praktizieren.

Diese „Aktionen“, mitten im Geschehen, am helllichten Tage, während der Lehrer vorne stand und dozierte, gipfelten in einer Aufregung, die meine Ekstase ins Unermessliche steigerte und sich immer häufiger, in entsprechender körperlicher Weise und im wahrsten Sinne des Wortes, entlud.

Interessanterweise wurden viele der Beteiligten, und es waren derer sehr viele, wenn nicht sogar ein jeder, später „natürlich“ nicht schwul, so wie ich.

Sie wurden z.B. Familienväter, die heute höchstwahrscheinlich nicht im Traum daran dächten, sich dieser ihrer „Schandtaten“ zu erinnern.

Eine Frage stellte sich mir später immer wieder. Was war der Grund für diese aufgeladene Erotik? Hatte es etwas mit der Zeit zu tun? Waren es die 1960er Jahre, die zur sexuellen Revolution aufriefen, die die „freie Liebe“ propagierten und Sexualität als etwas Natürliches etablierten?

Oder hatte es etwa etwas mit dem Gebäude als solchem zu tun, das quasi aus einem Dornröschenschlaf erwachte und viele Möglichkeiten für verborgene Verstecke bot, die solchen Eskapaden Vorschub leisteten?

Ehrlicherweise hatte ich das Gefühl, dass es das Gebäude war, das in dieser Hinsicht Anregung bot.

Es war immer sehr aufregend, in seinen dunklen Gängen herumzuschleichen und das noch verbotenerweise. Ich denke, ich erlag einfach nur der prickelnden Erotik dieser Möglichkeiten.

Vielleicht wäre dies eine These, die die Wissenschaft untersuchen könnte, zum Beispiel:

„In wie weit haben Gebäude Einfluss auf die Libido heranwachsender, pubertierender Teenager und wie befeuern sie sie entsprechend?“

Ich brauchte keine Wissenschaft, um zu wissen, dass es so war, zumindest für mich.

Ich begann, diese Schule zu lieben. Sie war mein Dorado und langsam, aber sicher begriff ich, dass es etwas war, das ich war und ab sofort immer bleiben wollte.

Nur hatte ich noch das Wort nicht dafür. Ich liebte Jungs und das war es, was ich wollte!

Viel später lernte ich das Wort dafür kennen oder besser, ich lernte es entsprechend für mich zu akzeptieren und zu nutzen, ohne, dass ich mich dafür schämte oder es anrüchig fand:

Ich war schwul.

Hürden.

Bevor es jedoch dazu kam, dass ich dieses Wort ohne Scheu und Abneigung aussprechen konnte, dauerte es noch lange und die Hürden, die dazu führten, dass es noch so lange dauerte, waren derer viele.

Das erste dieser Hindernisse kam aus einer Richtung, die ich niemals antizipiert hätte.

Es kam nämlich aus dem Nichts und warf mein junges Dasein in ein tiefes, unheimliches Loch.

Ich brauchte Jahre, nein letztlich Jahrzehnte, um aus ihm mit eigener Kraft und fremder Hilfe herauszukriechen.

Musik.

Musik war einer meiner neuen Leidenschaften, nicht die Musik, die wir an der Schule „lernten“, sondern die, die im Radio zu hören war.

Die Musik einer neuen Zeit, einer neuen Jugend:

Rock'n'Roll und Pop waren die Wegweiser meiner Generation und es kam einer Erweckung gleich, sie zu hören und später dann in Form von Vinyl zu sammeln oder auf Kasette aufzuzeichnen.

Sie verband die Jugend der Welt, überall hörte man sie und wir waren damit nicht allein.

Auch wenn jeder einen unterschiedlichen Geschmack hatte, so verband sie uns Jugendliche trotzdem mit einem undurchdringlichen Band der Zugehörigkeit und Freundschaft.

Sie grenzte uns ab von den alten Talarträgern, den Eltern und den Ewiggestrigen.

Schließlich merkten wir, dass jegliche Beschäftigung mit dieser Art der Freizeit bei den Eltern und natürlich auch den Lehrern Abneigung, wenn nicht sogar Hass auslöste.

„Zu laut, zu verrückt, zu heulbojenmäßig“ usw. waren die Attribute der noch gemäßigten Art.

Manche glaubten, diese neue Musik verführte uns zu Sex und Drogen und vor allem schien sie Homosexualität zu befördern.

So nannten sie manche Radio- und Fernsehkommentatoren den „Veitstanz“ der Moderne, der Verderbtheit und Aufruhr unter die Jugend brachte.

Uns war das alles total schnuppe. Inzwischen hörten wir nicht mehr auf diese alte Mischpoke, die immer gegen alles und jeden war, der anders war.

Wir waren tatsächlich anders und insbesondere an meiner Schule waren wir es noch einmal mehr.

Nun hatten wir einen Musiklehrer, der der absolute Gegenpol zu all dieser modernen Musik zu sein schien.

Zum einen war er der Verehrer einer Musik, die nach unserem damaligen Gefühl abgehalftert hatte. Sie wirkte auf uns schwülstig, uncool und eben sehr alt und hatte scheinbar nichts mit „unserer“ Musik zu tun.

Herr Müller war schon vom Aussehen her wie aus der Zeit gefallen. Er war sehr korpulent und hatte immer große Mühe, den Musiksaal im Dachgeschoss zu erklimmen.

Er schwitzte so stark, dass er immer ein großes Taschentuch, es war mehr ein Handtuch, mit sich trug.



Abb. 04. Sitzender, dicker Mann von Zille, Heinrich (1858-1929) (Künstler)
(Herstellung) - Stiftung Stadtmuseum Berlin, Germany - Public Domain.
Zitieren von Quellen im Internet. URL:
https://www.europeana.eu/de/item/191/item_5BS7HP66RZMW6XDIF22BLT2GSIGMVZ3. Stand: 03.08.2021.

Er trug es, da er im Grunde immer schwitzte, ständig offen mit sich herum.

So kam er keuchend in die Klasse und sagte mit einer unglaublich femininen, ja tuntigen Stimme:

„Ich transpiriere leicht!“

Wir fanden das natürlich urkomisch und die ganze Klasse lachte sich lauthals kaputt, ob dieser merkwürdigen Eigenart und Sprache.

Ich empfand das damals nicht als schwul oder tuntig, auch weil ich es noch nie erlebt, geschweige denn in dieser Form gehört hatte. Ich dachte nur, Herr Müller macht vielleicht einen großen Spaß?!

Herr Müller setzte sich breitbeinig auf seinen Stuhl und man sah deftige Körperlichkeit, die er, meine Mutter hätte es „unanständig“ genannt, ohne Scheu zur Schau stellte.

Mich ekelte es bei diesem Anblick und ich wagte mir nicht auszumalen, wie dieser dicke Herr denn nackt wirken würde?!

Herr Müller beendete jede Stunde mit dem Singen irgendeiner Arie, die unsere Ohren stark herausforderte und mit der neuen Musik, wie ich sie nun kennengelernt hatte, wenig zu tun zu haben schien.

Seine Lieblingsmusik war von „Richard Wagner“, die mir getragen und gleichzeitig unglaublich dra-

matisch vorkam und etwas Merkwürdiges an sich hatte.

Erst viele Jahre später wusste ich, was mich an dieser Musik irritiert hatte, denn die Verbandelung von Wagner mit der Nazizeit hatte ihre Wirkung bei mir nicht verfehlt, instinktiv hatte ich gespürt, dass da etwas mitschwang, was, zumindest mir, nicht wirklich gut tat.

Heute wird diese Verbandelung oft ignoriert und das Genie des Meisters in den Vordergrund gestellt.

Das alles mag seine gute Berechtigung haben, aber dieses unwohle Gefühl meiner Jugendzeit hatte mich schon sehr früh erfasst und im Grunde nie mehr verlassen.

Aber dies ist eine Gefühlssache und hat nichts mit der Musik als solcher zu tun.

Schockmomente.

„Schneider, bleiben Sie nach der Stunde noch ein paar Minuten hier!“ befahl mir Herr Müller eines Tages.

Jeder Schüler wusste, Herr Müller brauchte immer jemand, der ihm mit dem Tragen von Gegenständen, seiner Aktentasche oder Sonstigem helfen sollte. Denn Herr Müller war ja schwer zu Fuß und insbesondere die vielen Treppen machten ihm zu schaffen.

Heute nun war ich halt „dran“. Es sollte sich bald herausstellen, dass das Wort „dran“ hier sehr passend war. Man sagt doch scherzhaft: *„Jetzt bist du aber dran!“*

Ich dachte mir nichts dabei, im Gegenteil, ich war stolz, auch einmal auserwählt zu sein und helfen zu dürfen. Ich empfand es als Auszeichnung.

Dieser Stolz wurde jedoch schroff enttäuscht.

Herr Müller beauftragte mich mit etwas Unerwartetem:

„Komm mal 'rüber, Schneider!“

An unserer Schule war es üblich, von den Lehrern unpersönlich und, für mich recht ungewöhnlich, mit dem Nachnamen, ohne mit der Anrede „Herr“ davor, angeredet zu werden.

Noch sagten die Lehrer „du“, aber der Nachname deutete an, dass wir bereits erwachsen werden würden und es hatte etwas von militärischem Stil, einen Schutzbefohlenen derart unpersönlich anzureden.

Diese Anrede war allerdings mehr ein Anfauchen, da sie oft im Befehlstone geäußert wurde.

„Wir sollten mal ein wenig an deiner Singstimme arbeiten“, sagte Müller süffisant.

Oft kam es vor, dass nicht nur Herr Müller seine Arien trällerte, sondern wir im Chor etwas vortragen oder mitsingen sollten.

„Gut, nun hatte Herr Müller offenbar gehört, dass meine Stimme Übung braucht und nun will er mir helfen, das zu verbessern“, dachte ich noch.

Eh, dass ich mich versah, hatte er seinen Hosenschlitz geöffnet und sein Glied herausschnellen lassen.

„Blas mal da hinein, dann kannst du es bald schaffen, mehr Volumen zu erlangen!“

Eh dass ich mich versah, hatte er meinen vor Entsetzen weit aufgerissenen Mund an sein Glied geführt, um es in meinen Mund hineinzuschieben und fing dabei an, Wagner zu singen.

Ich war vor Schock wie gelähmt und mir wurde spei-
übel vor Ekel.

Es dauerte keine Minute, bis sich eine ekelerregen-
de Flüssigkeit, es war eher eine gallertartige Masse,
in meinen Mund ergoss.

Vor Ekel und unerwartetem Würgereiz geschüttelt,
erbrach ich mich auf dem Boden, nachdem ich mit
aller Wucht einen Rückstoß nach hinten vollzogen
hatte, um mich von dem Fremdkörper in meinem
Mund zu befreien.

Müller schimpfte laut: *„Jetzt hast du hier alles
versaut, du Krétin.“*

Voller Angst und Ekel rannte ich einfach weg.

Trauma.

Dieses unglaubliche Erlebnis hatte mich tief traumatisiert.

Da ich glaubte, etwas sehr Böses getan zu haben (und ich wusste nicht, wieso ich das dachte!), schwieg ich gegen jedermann und vor allem jederfrau.

Die Scham und die Angst waren mein Meister geworden. *„Du darfst niemandem etwas sagen!“*, sagte die innere Stimme in mir und hielt mir vor Augen, wie sehr ich bestraft werden würde, wenn die Welt erfuhr, dass ich so etwas Ekliges getan hatte.

Ich hatte Frevel an mir selbst begangen, den Penis eines Erwachsenen in meinen Mund zu nehmen und das alles, was kam, zuzulassen!

Niemals wäre ich auf die Idee gekommen, dass nicht ich, sondern er der Täter war, dass er mich vergewaltigt hatte.

Ich wusste, es würde weitergehen, wenn ich nichts tat. Aber genau das konnte ich nicht, die Scham war zu groß. Ich hätte es nicht geschafft, es überhaupt auszusprechen.

Das erst schaffte die Macht des Täters, eine Macht, die er über mich hatte und weiterhin haben würde.

Und so kniff ich die „Pobacken“ zusammen und hatte schon Angst vor dem nächsten Mal.

Schuld.

In den nächsten Wochen hatte ich keine Lust, zur Schule zu gehen. Die anfängliche Begeisterung, die vielen Abenteuer, die Gemeinschaft, all das erschien mir eher sinnlos geworden zu sein.

Das Erlebte hatte nichts damit zu tun, ob ich schwul war oder nicht (was ich damals noch nicht wirklich „wusste“), sondern mit der unnatürlichen Art dieser Begegnung.

Manche meinten später, es sei für einen Schwulen doch halb so schlimm, missbraucht zu werden, es handele sich doch um einen Mann, der das täte.

Das ist natürlich absurd, denn auch eine Heterofrau, die vergewaltigt wird, findet es nicht toll, nur weil es ein Mann ist, der sie schändet.

Ich wollte, wenn überhaupt in diesem zarten Alter, Begegnungen mit Meinesgleichen, nicht mit Erwachsenen und schon gar nicht Lehrern!

Das war irgendwie unnatürlich und ich schwor mir, alles zu tun, damit es nicht wieder passierte.

Im nächsten Musikunterricht fühlte ich mich sehr angespannt, da ich Herrn Müller nicht in die Augen sehen konnte. Ich betete, dass er mich in Ruhe ließe und nicht etwa anspräche.

Diese Stunde „danach“ war für mich die Hölle. Die Angst, wieder aufgefordert zu werden, nach Ende der Stunde da bleiben zu sollen, nagte an mir, wie eine Ratte am Käse.

Diesmal jedoch war ein anderer „dran“ und ich beobachtete den neuen „Kandidaten“ in den nächsten Tagen, um zu eruieren, wie er das „Ganze“ wohl aufgenommen hatte.

Roland gab sich keine Blöße, er schien nicht behelligt worden zu sein.

War es nur ich, der hier das Opfer war?

Meine Schuldgefühle lasteten schwer. Ich war es wohl schuld gewesen, dass ich mit meinen heimlichen Vorlieben den Musiklehrer zu Fall gebracht hatte. Ich war derjenige, der hier böse war.

Diese Schuld wog schwer für mich und ich hörte auf mit den Spielchen im Turm oder unter dem Schuldach.

Die Zeit des unbeschwerten Vergnügens, der Leichtigkeit des Seins, der Unbekümmertheit, ja des unschuldigen Genusses waren endgültig vorbei.

Aus meiner Unschuld war Schuld geworden.

Zeitenwende.

Ich hörte es nie wieder: „*Schneider, bleib' mal nach der Stunde hier!*“

Ich war froh und glücklich, trotzdem hörte die Anspannung, vielleicht doch noch „dran“ zu sein, nie mehr auf.

Bis heute sitzt mir der buchstäbliche Teufel Müller im Nacken, immer bin ich noch auf der Hut, dass etwas Unerwartetes passieren könnte, das ich nicht voraussehen kann.

Speziell wirkte sich das dann aus, wenn ich jemand kennenlernte und es noch nicht ganz klar war, ob etwas Schönes zwischen uns passieren würde oder nicht.

Dieses Gefühl der unerwarteten Überraschungen, die in Missbrauch und Übergriff mündeten, begleitet mich seitdem immer noch.

Ich kann es heute antizipieren und weiß inzwischen damit umzugehen, schließlich haben mich mehrere Therapien fit für das Unerwartete gemacht.

Aber eben dieses Gefühl bleibt mir wohl als ewiges Erbe erhalten.

Ich brauchte lange, um die Schuld als Unschuld umzudeuten und sie abzulegen, trotzdem schwingt sie immer als Echo mit.

Seitdem weiß ich, aus eigener „Anschauung“, was Missbrauch für Kinder und Vergewaltigte wirklich bedeutet und wie es nachwirkt. Ich kann das Leid am eigenen Leib nachfühlen.

„Wir“, die Missbrauchten, haben das ganze Leben etwas davon.

Umbruch.

Ich wurde von Stund' an ein anderer.

Meine Verhaltensänderung blieb den anderen nicht verborgen. Ich glaube, es machte vor allem denjenigen Angst, die in mir den Aktivsten sahen, denjenigen, der immer alles mitgemacht hatte und zu jeder Zeit willig und bereit gewesen war.

Die Ängstlichen unter den Aktiven befürchteten, dass ich „rübergemacht“ hätte, sprich Feind geworden sei.

In diesem Moment wurde ich zur potentiellen Gefahr für sie. Ich könnte alles ausplaudern und zum Problem werden.

Und so fingen sie an, mich zu mobben. Plötzliche Prügelattacken wurden zur Tagesordnung.

Ganze Horden stürzten sich plötzlich und unerwartet auf mich und schrien: „*Da ist der Schwuli, gib's ihm!*“.

Ich verstand die Welt nicht mehr. Irgendetwas hatte alles verändert und langsam begriff ich, dass ich selbst es war, der sich verändert hatte.

Ich war zum Opfer geworden, vorher war ich Initiator, Mitkämpfer, Mitwisser gewesen.

Nun war ich eben ein Opfer, Opfer meiner selbst, wenn man so will.

Ich hatte all dem nichts mehr entgegenzusetzen. Ich war geschwächt von all den Aufregungen, dem „gottgegebenen“ Vergnügen auf der einen Seite, aber auch dem unsäglichen Missbrauch auf der dunklen Seite der Macht.

Niemand schien mir helfen zu können. Was tun?

Nach einer erneuten Prügelattacke wendete ich mich hilfesuchend an meinen (u.a.) Biologielehrer.

Herr Dr. Kalkuschka war ein junger, „neuer“ Lehrer. Er hatte uns offen über die Gefahr von Filzläusen „aufgeklärt“, er schien annähernd modern zu sein.

Ihn bat ich um Hilfe.

„Da hat mich wieder einmal eine Horde Mitschüler überfallen und verprügelt.“

Heute würde sofort Schulrat gehalten und die vermeintlichen Täter würden vorgeladen, um dem Schulleiter Rede und Antwort zu stehen.

Schlimmstenfalls würden sie vom Schulbetrieb ausgeschlossen und hätten vielleicht sogar Polizeikontakt.

Damals war die lapidare Antwort meines Biolehrers:

„Dann wirst du ihnen einen Grund gegeben haben!“

Thema Ende.

Ich konnte nun sehen, wo ich blieb. Mein Schulalltag wurde von der Angst dominiert.

Das Damoklesschwert eines Lehrer Müller war das eine, die Schulkameraden waren das andere.

Und dann die Unmöglichkeit, irgendeinem, selbst meinen Eltern, etwas sagen zu können, war das Dritte.



Da half auch Werner nicht. Werner war der Hübscheste von allen. Er war eigentlich derjenige, den ich immer „haben“ wollte, der sich aber stets geschickt aus der Affäre zog, wenn es einmal fast so weit zu sein schien.

Abb. 05

Er wusste genau um seine Wirkung bei anderen (und natürlich bei mir) und er trieb es meist bis zum Letzten, bog dann vom Wege ab und ließ mich brennend zurück.

Werner war der Wunsch meiner Träume, aber ich hatte immer geahnt, dass er unerreichbar bleiben würde.

Später, viele Jahre später, gestand er mir, dass er, zumindest eine Zeitlang und Jahre danach, Männerbekanntschaften gehabt haben würde. Aber das war, wie gesagt, viel später.

Dieser Werner sprang nun eines Tages von hinten auf meinen Rücken und flüsterte mir etwas ins Ohr. Ich hatte schon gedacht, nun kommt die nächste Attacke. Nein er flüsterte leise, fast zärtlich:

„Schneider, bist du wirklich schwul?!“

„Natürlich nicht!“ beeilte ich mich zu sagen.

„Schade!“, antwortete er und ließ von mir ab.

In diesem Moment wusste ich, dass Versteckspiel, um des eigenen Opferschutzes wegen, auch in eine ganz falsche Richtung laufen konnte. Ich hatte mich selbst ausgeknockt.

Auf der anderen Seite wusste ich aber instinktiv, dass Werner eben wieder im letzten Moment „abgebogen“ war bzw. abbiegen würde. Man konnte ihn nicht ernst nehmen, so gerne ich das gewünscht hätte.

Werner blieb der einzige an dieser Schule, der jemals noch einmal nett zu mir war.

Ich wusste, ich musste handeln. Und das tat ich. Ich war inzwischen 16 Jahre alt.

Schulwechsel.

Meine Eltern und ich waren 1968 in einen anderen Stadtteil umgezogen und ich war vier Jahre lang jeden Tag einen viel längeren Weg mit Bus und Bahn zu dieser Schule gefahren, als vorher.

Jetzt hatte ich das Argument gefunden, doch noch die Schule zu wechseln, um den Weg um zwei Drittel zu kürzen.

In Wirklichkeit war es eine geheime Flucht. Niemand wusste um die wirklichen Beweggründe.

Ich war mir überdies nicht sicher, wie meine Eltern auf die Wahrheit reagiert hätten.

Hätten sie mir geglaubt, hätten sie die Polizei eingeschaltet? Ich wusste es nicht und ich war im Grunde froh, dass alles vorbei war.

Hätte ich es erzählt, wären alte Wunden aufgerissen worden.

So blieb mir nichts übrig, als alles weiter geheim zu halten. Wie alles, was ich tat und war, geheim blieb, zumindest noch weitere zwei Jahre lang.

Dann änderte sich alles, zu guter Letzt. Ich würde mich 1974 outen.

Neubeginn.

Was tun, wenn scheinbar die ganze Welt um einen herum gegen einen zu sein scheint?!

Es gibt zwei Möglichkeiten: Man outet sich (was für mich damals undenkbar war) oder man versteckt sich und wird zu dem, was alle anderen zu sein scheinen: Ein Hetero in einer Heterowelt.

Ich machte mir damals keine weiteren Gedanken, ich entschied mich für den einfachen Weg: ich versteckte mich und fing an, den Hetero zu mimen.

Tatsächlich fiel es mir nicht schwer, ich wusste es ja nicht besser. Ich hatte nicht im Traum daran gedacht, dass ich tatsächlich schwul sein könnte.

Was genau ich dachte, konnte ich eigentlich gar nicht sagen. Ich glaube, ich hakte meine schwulen Erfahrungen unter Abenteuer, verbotenes Tun und Geheimniskrämerei ab.

Bis dahin hatte ich mit niemandem darüber sprechen können. Ich fühlte mich ganz allein, wie unter Feinden.

Ich denke dabei oft an die Zeit des „Dritten Reiches“. Wie mussten sich Juden gefühlt haben! Plötzlich festzustellen, dass sie nicht mehr Teil der Gemeinschaft waren, aus dem scheinbaren Nichts heraus und ohne logischen Grund, waren sie Feinde im eigenen Land, wurden ausgegrenzt und spä-

ter sogar ermordet. So fühlte ich mich. Angst wurde mein ständiger Begleiter.

Deshalb fühlte ich mich immer schon mit den Juden (und anderen Opfern) verbunden, konnte es gut verstehen, wie es sich anfühlt.

Selbst die eigene Mutter war Feindin, da sie mir später, als ich mit 18 Jahren outete, sagen würde, ich wäre ein Mensch, der sich wie ein Mörder verhielte. Besser wäre es, ich wäre tot. Auch behindert zu sein, wäre noch besser.

Was ist das doch für ein Gefühl?

Stellen Sie es sich selbst einmal vor. Sie stellen plötzlich und ohne Vorwarnung fest, dass Sie schwul zu leben haben, obwohl sie hetero sind! Können Sie sich das vorstellen?

Abgesehen von der Unfähigkeit, in dieser Beziehung Liebe oder sexuelle Befriedigung zu empfinden, alle Welt würde von Ihnen erwarten, sich mit Ihrem gleichen Geschlecht abzugeben? Und vor allem Sie selbst!

Es wäre für Sie unvorstellbar, stimmt's?

Nun kam ich mit 16 auf eine völlig andere Schule und ich nahm mir fest vor, nie wieder „rückfällig“ zu werden. Das sollte heißen, ich wollte nie wieder etwas mit einem anderen Jungen anfangen und dies gelang mir fürs Erste auch.

Die neue Schule unterschied sich deutlich von der alten.

Sie war zwar ebenso alt, traditionell und humanistisch geprägt, jedoch hatte sie sich, auch aufgrund der beginnenden Entwicklung hin zu einer Schule der Vielfalt, weiterentwickelt.

Die Vielfalt kam vom intensiven Zuzug von Gastarbeitern, die sich vor allem in diesem Stadtteil ansiedelten.

Obwohl unsere Schule davon noch „verschont“ blieb und wir so gut wie keine Migrantenschüler hatten, änderte sich das doch sehr bald.

Deshalb musste man in vielen Bereichen um- bzw. neu denken und so herrschte eine gewisse Öffnungsstimmung.

Das hieß natürlich noch nichts Konkretes, wie in „meinem Fall“.

Auch die Lehrer waren insgesamt, mit wenigen Ausnahmen, jünger und irgendwie völlig anders drauf.

So herrschte viel Heiter- und Unbekümmertheit und vom „Muff der tausend Jahre“ war hier nichts mehr zu spüren.

Die Stimmung im Land und an der Schule schien sich zu wandeln und so waren alle sehr gelassen

und nahmen mich als Neuen unvermittelt in ihre Reihen auf.

Bei uns wurde viel Unsinn gemacht und gelacht und wenn es Probleme gab, wurde es im Team gelöst und solidarisch aufgearbeitet.

Natürlich bildeten sich auch hier Cliques, aber ich gehörte schnell zu den „Obercoolen“ in der Klasse.

Obwohl ich erst drei Jahre vor dem Abitur dazugestoßen war, gehörte ich bald zum harten Kern und es war ebenso schnell vergessen, dass ich die prägenden Anfangsjahre verpasst hatte.

Würde man heute Klassenkameraden fragen, ob sie sich daran erinnern würden, dass ich erst sehr spät ihr Klassenkamerad geworden sei, würden wohl die meisten antworten: „*Er war doch schon immer dabei!*“

Ich fühlte mich ergo zum ersten Mal voll integriert und genoss mein neues, „unbescholtenes“ Schulleben in vollen Zügen.

Rückfall.

Nun begab es sich, dass wir drei Jahre vor unserem Abitur eine vorgezogene Abiturfahrt machen wollten. Die sogenannte Oberstrufenreform stand vor der Türe, die den herkömmlichen Klassenverband auflösen würde. Die Schüler wären wie in Vorlesungen an der Universität im losen Klassenverband, bis zum Abitur, organisiert.

Da es keinen festen Klassenverband mehr geben würde, zog man die Abiturabschlussfahrt mit der alten, festen Klasse eben drei Jahre vor.

Wir hatten einen klassischen Clown in unserer Schulklasse, der ständig Unsinn machte und deshalb sehr beliebt zu sein schien.

Und just mit diesem Manuel musste ich nun auf unserer ersten Übernachtung, auf dem Weg nach Rom, in Innsbruck, ein Hotelzimmer teilen.

Spät abends, bevor wir schlafen gingen, schlug Manuel vor, wir sollten doch noch Flaschendreihen machen, bevor wir schlafen gingen.

Flaschendreihen bedeutet, man legt z. B. eine leere Bierflasche in die Mitte der Runde (hier waren wir nur zu zweit) und dreht sie.

Dann wartet man ab, in welcher Richtung der Flaschenhals zum Stillstand kommt, also, auf wen der Flaschenhals zeigen wird.

Derjenige, der dieses „Glück“ erleidet, muss nun ein Kleidungsstück ausziehen. Das Ganze geht solange, bis alle nackt sind. Der, der zuletzt alles ausziehen muss, ist der Sieger.

Natürlich willigte ich in dieses erotisch aufgeladene Spiel ein, schließlich wollte ich sehen, was Manuel zu bieten hatte!

Nun hatte ich allerdings mitnichten damit gerechnet, dass Manuel noch Weiterungen im Sinne hatte, die so aussahen, dass wir mit gemeinsamem, besser gegenseitigem, Masturbieren endeten.

Sofort erfasste mich eine innere Panik, die mich fürchten ließ, alles begönne wieder von vorne, das Mobbing, die Ausgrenzung, die Überfälle.

Am nächsten Morgen saßen wir alle beim Frühstück und das Udenkbare geschah tatsächlich.

Manuel war Klassenclown und was tun Clowns? Sie erzählen oft großen Unsinn, um andere zu beeindrucken. Und so war es an diesem Morgen nicht anders.

Manuel erzählte mit einem breiten Grinsen auf seinem schönen Gesicht: *„Übrigens, Christian und ich, wir haben letzte Nacht gemeinsam gewichst, das war toll!“*

Ich versank in ein tiefes Loch der Scham und gleichzeitig der Wut! Niemals zuvor hatte ich einen solchen Verrat in meinem Leben erlebt!

Panik und ein großes Zittern überkamen mich, mein Magen drehte sich um und ich hatte das Gefühl, ich würde jeden Augenblick gelyncht.

Dann passierte etwas völlig Unerwartetes:

Einer unserer Klassenkameraden drehte sich zu mir um und fragte mich, wie um eine Bestätigung für seine These zu erlangen: *„Das stimmt doch nicht, Manuel redet wieder blödes Zeug?!“*

„Na klar“, sagte ich, *„lass’ ihn doch!“*

Diese meine scheinbar coole Reaktion rettete mich. Alle glaubten mir in diesem entscheidenden Augenblick. Manuel war beliebt, aber man glaubte sein Zeug nicht und mir glaubte man.

Meine coole Reaktion hatte mich tatsächlich gerettet. Ich hatte noch einmal Glück gehabt!

Mir schwante damals, dass das mit der großen Angst endlich ein Ende haben müsste.

Noch war ich nicht so weit, diese Angst zu besiegen; es sollte noch ganze zwei Jahre dauern, bis ich mich zum ersten Mal outete.

Dieser „Meilenstein“ in Innsbruck war erst der Anfang. Ich wusste immer mehr, dass sich die Wahrheit bald nicht mehr aufhalten lassen würde.

Und ich wollte auch nicht mehr schweigen. Das, was ich wirklich wollte, war etwas völlig anderes (im wahrsten Sinne des Wortes!).

Es gab nie wieder einen „Vorfall“ dieser Art an meiner Schule.

Jahre später erfuhren alle meiner Klassenkameraden, wer ich „wirklich“ war.

Wir treffen uns heute, nach 50 Jahren, immer noch alle fünf Jahre zum gemeinsamen Abiturtreffen.

Einer dieser Kameraden sagte mir viele Jahre später: „*Hättest du dich damals geoutet, wäre das kein Problem für uns gewesen!*“. Fast rührend wollte er mir im Nachhinein Mut machen.

Ich wusste es allerdings besser, so einfach wäre das in den 1970er Jahren nicht wirklich gewesen.

Mein damals bester Schulfreund Roland hat bis heute Unverständnis für mein Anderssein. Er ist weiterhin nett und freundlich zu mir, innerlich hadert er jedoch, weil er einer derjenigen Heteromänner ist, die sich niemals etwas anderes vorstellen können und wollen, als das, was sie selbst empfinden.

Hetero zu sein, ist quasi gottgegeben und unumstößlich. Sie können und sie wollen nicht anders.

Wahrscheinlich ist es eine innere Angst, nicht den Belzebug im eigenen Leben zu wecken. Jemand, der sich seiner sicher ist, braucht keine Abgrenzung zu anderen Dingen, er lebt das, was er ist.

Habe ich allerdings eine innere Unsicherheit, dass da noch mehr in mir schlummert, als mir lieb ist, stemme ich mich gegen diese Dinge und suche Abgrenzung im Außen, genau von denen, die dies gerade leben.

Ich habe da in meinem Leben viele Varianten des Selbstbetrugs erlebt, schlimme Familiendramen und -tragödien, die viele andere verletzen und sich selbst kasteien und bestrafen für etwas, was sie nicht beeinflussen, geschweige denn abschalten können.

Die Frage entsteht nur, warum ist das so? Warum tun sich die Menschen so schwer mit ihren Gefühlen, warum verleugnen sie sich selbst, bringen sich um oder belügen sich und andere?!

Wofür?

Ich habe bis heute nie mit unserem Klassenclown Manuel über diese Begebenheit gesprochen. Ich wollte ihn nicht kompromittieren. Vielleicht hat er auch alles vergessen, weil es für ihn nicht wichtig oder nur ein großer Spaß gewesen war.

Natürlich habe ich ihm seinen „Verrat“ verziehen, aber er wird das wahrscheinlich nie erfahren. Aber wer weiß? Vielleicht liest er einmal dieses Buch?

Den Mut der ganz Jungen, die sich heute bereits als Kind outen, seien es Schwule oder Transgender, hatte ich bis zu meinem 18. Lebensjahr nicht.

Heutzutage hat sich doch schon einiges verändert, zumindest ist die offizielle Doktrin in unserer Gesellschaft mehr zu unseren Gunsten ausgerichtet.

Rassismus und Diskriminierung gibt es immer noch und teilweise sogar wieder verstärkt. Aber der Staat hat gelernt und versucht seine Bürger zu schützen. Gerade auch dann, wenn sie anders sind und einer „Minderheit“ angehören.

Wir haben zusehends unsere Bürgerrechte erkämpft und stehen heute in Deutschland besser da, als je zuvor.

Das Gefühl eines faden Beigeschmacks bleibt jedoch. Niemand weiß, was noch alles passieren kann oder wird.

Auch in der Weimarer Republik, als vieles möglich schien, ahnte niemand, dass die Menschen am Abgrund standen, der alles veränderte und uns bis heute verfolgt.

Faschismus, Rassismus und Intoleranz wird es weiter geben.

Alte Wunden.

Alles war nun offenbar zum Guten gekommen und mein Leben lief endlich in scheinbar „normalen“ Bahnen.

Normal hieß für mich, integriert, offen schwul und ohne Angst zu sein.

Doch irgendwann kehrten die Geister des Teufels Müller zurück.

Es fing an mit nächtlicher Unruhe, Schlafstörungen und unbestimmten Angstzuständen.

So verstärkten sich die eigentlich natürlichen Ängste, wie Klaustrophobie und/ oder Höhenangst derart, dass es manchmal schwierig wurde.

Höhenangst kann man vermeiden, wenn man die Höhe meidet.

So konnte ich zwar später auf das Aussichtsdach des World Trade Centers steigen und von dort über Manhattan blicken, aber dies war nur dem Umstand zu schulden, dass es bis zum Rand etwa 50 Meter war.

Eine Fahrt mit der Seilbahn über den Rhein in Köln ging solange gut, wie kein anderer in der Gondel aufstand und die Gondel nicht hin- und herschwankte. Wehe die Gondel wackelte aber, dann

erfasste mich eine Todesangst, die in kalten Schweißausbrüchen und starker Übelkeit gipfelte.



Abb. 06

Wenn man allerdings im 17. Stock eines Hochhauses wohnt, wie ich später 13 Jahre lang, und täglich gezwungen ist, in einem Aufzug zu fahren, der ringsherum geschlossen ist und jeden Augenblick qua Alter stecken bleiben könnte, ist es nicht mehr ganz so lustig.

All das waren alles Spätfolgen meines traumatischen Vergewaltigungserlebnisses, stellte ein Therapeut später fest.

Überdies neigte ich irgendwann in punkto Partnerwahl dazu, meinen Augenmerk altersmäßig auf die

Altersstufe zu richten, in der alles begonnen und schließlich im Missbauchsdebakel geendet hatte.

Ich musste aufpassen, nicht mein eigenes Opfer zu werden, will heißen, das, was mir widerfahren war, nicht an andere weiterzugeben und selbst zum Täter zu werden.

Verführungen.

Mit 25 lernte ich zufällig einen 16-Jährigen kennen, sein reales Alter erfuhr ich erst später.



Abb. 07

Zunächst einmal glaubte ich ihm, als er sich als 18-jährig erklärte. Wir trafen uns auf der Straße.

Wie er mir später beichtete, war ich ihm reich vorgekommen und so hatte er versucht, mich kennenzulernen, um vielleicht mit meiner Hilfe aus seiner Situation herauszukommen.

Es brauchte nicht viel, dass er mir auffiel. Er war der schönste Junge, den ich bis dahin je gesehen hatte.

Sein dichtes, schulterlanges und blondes Haar bedeckte einen adonisartigen Kopf, sein Körper schien makellos und ich war von der ersten Sekunde wie geblendet, so dass ich nicht das sah, was ich später sehen musste.

Es war Liebe auf den allerersten Blick.

Es dauerte nur Minuten und alles war klar. Er kam mit zu mir und wir liebten uns, als gäbe es kein Morgen mehr.

Erst nach und nach kam ich wieder zur Besinnung und fragte nach, wer er sei, wo er wohne und eben alles, was man so fragt.

Lange druckste er herum, bis er mir gestand, dass er noch in einem Heim wohnte.

Dort bewohnte er eine Jugendgruppe, deren Mitglieder jeder ein eigenes Zimmer in einer karitativen Einrichtung hatte.

Das Heim lag wunderschön mitten im Wald und er schien trotz der Heimsituation ein glückliches Leben zu haben.

Die ersten Wochen holte ich ihn abends nach meiner Arbeit dort ab und wir machten schöne Spritztouren in die Gegend, gingen gemeinsam essen oder fuhren zu mir, um dort unser Glück zu feiern.

Ich war wie von Sinnen und hatte wenig Zeit, richtig nachzudenken.

Die Eindrücke und gemeinsamen Erlebnisse überlagerten alles bisher Dagewesene.

Eines Abends, es war auf jeden Fall vor 22 Uhr, denn da musste er ins Heim zurück, saßen wir im Auto am Ende einer Sackgasse direkt am Rhein und unterhielten uns angeregt. Unser Wagen stand so in einem Wendekreis geparkt, dass wir einen schönen Blick auf die vorbeiziehenden Schiffe hatten.

Plötzlich erschien ein Polizeifahrzeug und ein Polizist stieg aus und kam zu uns an den Wagen.

Da es bereits dunkel war, benutzte er eine Taschenlampe und leuchtete in unser Fahrzeug hinein, um zu sehen, ob ihm Gefahr drohte.

Wir öffneten die Fenster und ich fragte den Beamten, ob wir helfen könnten. Der Polizist fragte uns, was wir denn hier machen würden?

Gott sei Dank hatten wir an diesem Abend nicht, wie es oft vorkam, ein Stelldichein gehabt, sondern uns nur unterhalten. Wahrheitsgemäß antwortete ich, dass wir uns hier nur in Ruhe unterhalten würden.

Er fragte daraufhin höflich, aber bestimmt, nach unseren Papieren und Andreas, wie alt er denn sei.

Andreas antwortete: „18“.

Andreas gab ihm seinen und ich ihm meinen Personalausweis. Der Beamte ging daraufhin zu seinem Fahrzeug und überprüfte unsere Ausweise. Es dauerte rund 10 Minuten und er kam zu uns zurück.

Für mich war klar, dass Andreas tatsächlich so alt war, wie er mir angegeben hatte. Denn er hatte „sein“ Alter ja dem Polizisten genannt und dieser sagte dann väterlich:

„Es ist alles in Ordnung, aber unterhalten Sie sich in Zukunft besser an einem sichereren Ort!“

Selbst wenn ich unsicher gewesen wäre, ob seine Altersangabe stimmte, was nicht der Fall war, war ich nun hundertprozentig sicher, dass er tatsächlich 18 Jahre alt war!

Nun hat man heute fast vergessen, dass es zu dieser Zeit noch einen Strafparagrafen gab, der eine Altersgrenze für homosexuelle Beziehungen vorschrieb.

Jemand, der über 18 Jahre alt war, durfte nur dann „Verkehr“ mit einem anderen Mann haben, wenn dieser auch über 18 Jahre alt war. War er darunter, machte sich der über 18-Jährige strafbar.

Diese Vorschrift bildete einen Unterschied zu heterosexuellen Beziehungen, die als Altersgrenze 16 Jahre hatten.

Diese merkwürdige diskriminierende Regelung war der Inhalt des Paragraphen 175, der in der Weimarer Republik noch als generelles Verbot von Homosexualität kurz vor seiner Abschaffung gestanden hatte. Dann hatten die Nazis die „Macht ergriffen“ und ihn, anstatt ihn abzuschaffen, weiter verschärft.

Auf schwulen Sex stand zunächst „nur“ Zuchthaus, kurze Zeit später wurden Schwule in Konzentrationslagern ermordet.

Im Nachkriegsdeutschland war der Paragraph einfach bestehen geblieben, erst 1969 wurde er erneut entschärft. Die Altersgrenze wurde zunächst auf 21 Jahre festgelegt, ansonsten war Homosexualität nun aber straffrei.

1972 wurde diese Altersgrenze dann auf 18 abgesenkt, aber immer noch gab es diesen Unterschied 18 zu 16 bei Heteros.

In der DDR war der dort geltende Strafparagraph bereits viel früher auf 16 Jahre gleichgestellt worden.

So kam es bei der Wiedervereinigung 1990 zunächst für weitere vier Jahre zu einer unterschiedlichen Altersgrenze in Ost und West.

Erst 1994 kam es zur endgültigen und vollständigen Abschaffung des Paragraphen 175 StGB.

Ich erfuhr erst einige Wochen später von Andreas, dass er in Wahrheit erst 16 Jahre alt war.

Die Justiz bestrafte inzwischen jedoch Homosexualität dann nicht mehr, wenn ein Jugendlicher zwischen 14 und 16 war und Sex mit einem über 18-Jährigen hatte.

Die Bedingung für diese „Gnadenregelung“ war jedoch, dass der Jüngere, also unter 18-Jährige, ein Stricher war, wo die Schwere der „Schuld“ des Erwachsenen als gering galt oder der Jüngere selbst erkennbar und glaubwürdig schwul war.

Man merkt schon beim Lesen, dass der ganze Zusammenhang sehr kompliziert war und man musste genau überlegen, was man wann, mit wem tat oder besser unterließ.

Wäre Andreas' wahres Alter, also seine Minderjährigkeit, tatsächlich bei einer solchen Polizeikontrolle und im Falle einer Inflagranti-Entdeckung ruchbar geworden, wäre diese formell als Straftat geltende „Tat“ höchstwahrscheinlich nicht mehr geahndet worden.

Trotzdem war ich potentiell ein Straftäter und zunächst war ich außer mir vor Angst, aber auch Wut, dass Andreas mich derart belogen hatte.

Nachdem dieses „Verhältnis“ nun aber offengelegt und klar war, dass wir zusammen bleiben wollten, holten wir uns Rat beim Jugendamt der Stadt, das uns versicherte, dass ihre Behörde in unserem Fall guter Dinge wäre, dass wir keine rechtlichen Probleme mehr zu erwarten hätten.

Andreas sei bekennend schwul und das Zusammensein mit mir sei offenkundig und glaubwürdig eine freiwillige Sache, die heutzutage nicht mehr als strafbare Handlung gewertet würde.

Der Paragraf, so die damalige Angestellte, würde früher oder später fallen, darüber wären sich auch die Gerichte und Behörden klar und einig.

Sie riet uns weiterhin, dass wir uns mit Andreas' Heimleitung ins Benehmen setzen sollten, dann würde unserer Beziehung nichts mehr im Wege stehen.

Ich war, ehrlich gesagt, bass erstaunt, wie sachlich und realistisch das Jugendheim handelte. Vor allem waren die Mitarbeitenden genauestens informiert und auf dem neuesten Stand der Wissenschaft.

Unsere Ansprechpartnerin ermutigte uns sogar noch dabei und sagte, wenn es Probleme bei der

Heimverwaltung geben sollte, sei sie bereit, zu intervenieren.

Schon bald darauf sprachen wir mit Andreas' Betreuern und seiner Heimleitung, die sich für unsere Offenheit bedankten und uns alle Unterstützung zusagten, die nötig und möglich wäre.

Sie hatten bereits durch ihre Expertise antizipiert, wohin sich Andreas hin entwickeln würde und wollten alles tun, dass er frei und ungehemmt so leben könnte, wie es für einen schwulen Jugendlichen nötig sei.

Es war eine aufregende Pionierszeit, dieses Gefühl hatten wir beide.

Andreas stammte aus prekären Stiefvaterverhältnissen. Seine leibliche Mutter war früh gestorben, der Stiefvater hatte ihn „übernommen“ und eine neue Stiefmutter kam erschwerend hinzu.

Diese hatte Andreas oft geschlagen und auch sein Stiefvater ging offenbar nicht zimperlich mit ihm um.

Obwohl dieser ihn an Kindes Statt angenommen hatte und Andreas sogar seinen Namen trug, kam er mit diesen Verhältnissen nicht zurecht und war auf eigenen Wunsch vom Jugendheim ins Heim „verlegt“ worden.

Selbst seine heißgeliebte Oma war nicht die wirklich echte Oma, sie war auch nur eine Stiefoma gewesen.

Andreas litt sehr unter dieser Geschichte und wollte sich immer mehr von allem abgrenzen und neu anfangen.

So war die Begegnung mit mir für ihn eine Chance, diesen Neuanfang zu wagen.

Noch war es für eine eigenständige Entscheidung zu früh und so warteten wir noch zwei Jahre, bis er auf eigenen Wunsch das Heim verlassen durfte und zu mir ziehen konnte.

Erste Probleme.

Zwei Jahre waren eine lange Zeit, bis dass wir frei entscheiden konnten, zusammen zu leben.

In dieser Zeit entwickelten sich die Dinge schon anders, als von mir erwartet.

Natürlich war mir aus eigener Erfahrung klar, dass ein schwules Coming-Out nach Freiheit ruft. Eine feste Bindung ist da selbstverständlich und logischerweise irgendwie auch hinderlich.

Andreas wollte die Sicherheit, Klarheit und Kraft, die er aus unserer Beziehung schöpfte, er wollte aber auch Neues, andere Schwule kennenlernen, sich ausprobieren, frei sein.

Und so kam es, wie es kommen musste. Es entstanden die ersten Konflikte, die ersten Verletzungen, hauptsächlich auf meiner Seite.

Und hier schloss sich wiederum mein Kreis:

Da ich selbst nach Sicherheit und Klarheit strebte, weil ich eben verletzt, unsicher und mein Selbstwertgefühl quasi nicht wirklich vorhanden war, kam ich mit Andreas' Freiheitswünschen nicht klar. Ich versuchte es, aber ich musste früher oder später scheitern.

So machte ich lange alles das mit, was Andreas gerne ausprobieren wollte.

Wir organisierten Sexparties mit teilweise Fremden, machten sogenannte „Dreier“, bei denen ich oft außen vor blieb und mich überdies durch meinen psychischen Stress in keiner Weise wirklich „tätlich“ einbringen konnte.

Ich erhielt Aufträge, „Dritte“ für Dreierkombinationen zu „besorgen“, während Andreas zu Hause wartete, bis ich irgendjemand von der Straße anschleppte, um seinen, ja tatsächlich nur seinen Bedürfnissen Genüge zu tun.

Ich stand so unter Druck, dass das jeden Abend, an dem ich in die Stadt fuhr und jemand für ihn (offiziell uns) suchte, einfach so auch funktionierte.

Ich hielt aus dem Auto heraus Ausschau nach „Opfern“, hielt an, sprach die „Kandidaten“ an, ob sie nicht Lust auf einen Dreier hätten und kurz darauf saßen sie in meinem Wagen und kamen mit zu uns nach Hause. Es war merkwürdiger Weise unerwartet leicht.

Ich tat da etwas, was ich mich unter normalen, „wachen“ Umständen nie getraut hätte. Ich verhielt mich wie in einer Trance.

Eines Abends kam ich ohne „Ergebnis“ zurück und Andreas fragte: *„Was, du kommst „ohne“ zurück?! Wie kann das denn sein, gib dir mal mehr Mühe!“*

Das war der Abend, als ich plötzlich und tatsächlich aufwachte und mir klar wurde, was ich da eigentlich machte.

Ich war erneut zum Opfer, besser Werkzeug, eines offenbar Sexbesessenen geworden, der mich dirigierte wie ein kleines Schoßhündchen.

Ich antwortete spontan und ohne weiter zu überlegen: *„Besorge dir selbst was, ich habe das heute zum letzten Mal gemacht.“*

Die Probleme diesbezüglich häuften sich und so dauerte es nicht lange, bis Andreas eigene Wege ging.

Für mich begann eine Welt unterzugehen. Ich hatte der Wahrheit nicht ins Auge sehen wollen und war lange genug am Nasenring eines nun 18-Jährigen durch die Manege meiner Gefühle geführt worden. Wie entwürdigend war das doch!

Ich hatte mich noch nie in meinem Leben so unnützlich und ausgebeutet gefühlt. Selbst der schulische Missbrauch war nichts dagegen gewesen!

Ich war am untersten Ende meines Selbstwertgefühls angelangt.

Als ich eines Tages früher, als erwartet, nach Hause kam, fand ich einen fremden Mann in meiner Wohnung vor, der mit Andreas in meinem Bett lag.

Ich schmiss den Fremden hinaus und daraus folgte eine Kette von Unglücksmomenten.

Es hatte nicht viel gefehlt und die Situation wäre, wie es öfters in letzter Zeit passiert war, endgültig und folgenschwer eskaliert.

Diesmal artete die Auseinandersetzung in offene Gewalt aus, die dazu führte, dass ich die Polizei rief, um Andreas aus der Wohnung zu verbannen. Denn er hatte sich geweigert, die Wohnung zu verlassen und drohte mir mit Gewalt und Prügel.

Es hätte theoretisch auch zu einem Tötungsdelikt kommen können, so sehr liefen die Emotionen auf beiden Seiten aus dem Ruder.

Da Andreas nun seit einiger Zeit in meiner Wohnung gemeldet war, konnte der Polizist nichts machen, wie er sagte.

Andreas saß wie ein kleines Kind in einer Ecke der Wohnung und heulte wie ein Schlosshund. Er sagte, er bereue alles und es täte ihm leid.

Der Polizist riet uns noch, uns zu vertragen und ging dann seiner Wege.

Ich verzieh Andreas einstweilen, wusste aber, dass meine Grenzen nun endgültig überschritten worden waren.

Ein anderes Mal kam es zu großen Beschädigungen an meinem Fahrzeug in der Tiefgarage.

Andreas war derart in Rage geraten, dass er in die Tiefgarage ging, sich einen Baseballschläger nahm und mein Auto an einer Seite total zerstörte. Ich musste mehrere Tausend Mark aufwenden, um diesen Schaden zu beseitigen.

Auch das verzieh ich ihm noch einmal.

Als dann eines Tages eine Zwischentüre samt Rahmen und Glaseinsatz in meiner Mietwohnung drangelassen wurde, schritt ich zum Äußersten und setzte ihn endgültig vor die Türe.

Von diesem Tage an hörte ich nie wieder etwas von ihm. Erst viele Jahre später (es waren genau 20 Jahre) erfuhr ich von Dritten, dass er mit 40 Jahren an AIDS gestorben war. Er hatte die Krankheit nicht ernst genommen und seine lebenswichtigen Medikamente einfach immer wieder weggelassen.

Todesurteil.

Nicht lange nach Andreas' Rausschmiss entdeckte ich eine verdickte Lymphdrüse an meinem Hals. Mein Arzt schlug vor, einen HIV-Test zu machen. Ich protestierte, da ich erst kürzlich einen Routine-test gemacht hatte, der negativ verlaufen war.

„Okay, sagte ich meinem Arzt, dann machen wir den Test halt.“

Zwei Tage später erhielt ich einen Anruf der Sprechstundenhilfe, ich solle bitte noch einmal in die Praxis kommen. Natürlich fragte ich nach, was denn der Test ergeben hätte.

Das dürfe sie mir nicht am Telefon mitteilen, sagte sie schmallippig.

Obwohl es nach meiner Einschätzung nicht sein konnte, dass ich HIV-positiv sein könnte, wurde ich doch erheblich nervös.

Schon am nächsten Tag erfuhr ich die Hiobsbotschaft. Der Test war positiv und musste nun durch einen zweiten Test bestätigt werden. Das Ergebnis des sogenannten Elisatests sollte nun 14 Tage dauern.

Vierzehn Tage, die sich als die schwersten meines Lebens herausstellen würden.

Es fühlte sich an, als säße ich zwei Wochen auf einer Bombe, die jederzeit hochgehen könnte.

Niemand kann sich vorstellen, was das für mich bedeutete.

Jeder Tag brachte mehr Unsicherheit und psychosomatische Beschwerden. Nicht nur Bauchschmerzen, sondern Kopf- und Gliederschmerzen, Fieber und Übelkeit wechselten sich ab.

Nach unendlich langen vierzehn Tagen bestätigte sich mein „Todesurteil“. Denn damals war es das, ein potientiellles Todesurteil, Prognose unbekannt!

AIDS ist ja keine Krankheit im eigentlichen Sinne, es ist ein Syndrom, was bedeutet, das Immunsystem bricht zusammen und eigentlich harmlose Sekundärerkrankungen übernehmen den Organismus.

So erleidet jeder AIDS-Erkrankte jeweils andere, eigene Sekundärerkrankungen, die bei einem gesunden Immunsystem nicht viel ausrichten könnten.

Meine HIV-Infektion bedeutete zunächst in der Theorie nicht, dass ich krank werden musste. Aber die Wahrscheinlichkeit, dass es ohne geeignete Medikamente doch geschah, war groß.

Deshalb war es per se der Beginn eines neuen Lebensabschnitts für mich, der große Herausforde-

rungen nach sich ziehen würde. Erst einmal rechnete ich mit meinem baldigen Ableben.

Da ich wusste, dass ich nie unsafe gewesen war, außer in meiner Beziehung mit Andreas, war ich mir sicher, dass er es war, der mich angesteckt hatte.

Ich war es selbst schuld, denn ich hätte es besser wissen müssen.

Mein Schicksal schien sich zu erfüllen, Schuld blieb ein Thema und das Pech schien mich weiterhin bis zum vermeintlichen, bald zu erwartenden Lebensende, zu verfolgen.

Mein Therapeut erklärte mir später die Gemengelage meines Lebens so:

„Du versuchst den dir erlittenen Schmerz aus der Schulzeit zu verdrängen, er ist aber nicht weg, sondern will in Gestalt einer unbewussten Weitergabe an Dritte wiederkehren.

Das Gefühl, das du hattest, als du unerwartet und plötzlich zum Opfer einer gewalttätigen Attacke wurdest, war so unerträglich, dass deine Psyche diese Tat weiterzugeben trachtet. Sie soll nicht dir, sondern anderen geschehen.

Das Gefühl der Ohnmacht und Ausgeliefertheit ist ein Gefühl der absoluten Schwäche. Indem du dieses Gefühl weitergibst, fühlst du dich nicht mehr schwach, sondern du fühlst Macht und willst dein

„Opfer“ zum Schwachen machen, um dich selbst stark zu sehen. Dies geschieht nicht aus Bosartigkeit oder etwa bewusst.

Es ist eine „normale“ unbewusste Schutzreaktion, aber der Punkt ist, du bist dabei, sie als solche zu erkennen und bist zur Unterstützung zu mir gekommen. Und das rechtzeitig, bevor du selbst zum Täter an wirklichen Opfern wurdest.

Wirkliche Opfer wären die gewesen, die sich aufgrund ihrer Entwicklungsstufe und ihres Alters überhaupt nicht wehren können und auch noch nicht in der Lage wären, sich frei und unbeeinflusst zur Wehr zu setzen bzw. sich dafür oder dagegen zu entscheiden.

Andreas war die rechtzeitige Warnung, die dir diese Dinge bewusst machte.

Die Erkenntnisse, die du nun erlangt hast, sind alleine dein Verdienst und das ist wirkliche Stärke. Gut, ich habe dir dabei geholfen, aber umgesetzt hast du es selbst.“

Als ich das begriffen hatte, löste sich langsam dieser „gordische“ Knoten. Ich begann, selbstsicherer zu werden und das wirkte sich deutlich auf meine noch kommenden Beziehungen aus.

Wesentlich Jüngere waren nicht mehr interessant für mich. Ich hatte erkannt, dass sie mir eher schaden und ich nicht die wirkliche Erfüllung erfuhr.

Ich würde weiter meinen eigenen Bedürfnissen hinterhergelaufen sein, wäre nie wirklich erwachsen geworden und hätte mein Schuldthema immer auf andere projiziert.

Erst durch das tiefe Tal der Erkenntnisse, erst durch weiteres Leid und große Schmerzen, wurde ich dahingehend geläutert, zukünftige Beziehungen gleichberechtigt eingehen zu können und mich auf gleiche Augenhöhe mit einem ebenbürtigen Partner zu begeben.

Die Angst, diese Erkenntnisse nicht mehr wirklich nutzen zu können, weil ich nun HIV-positiv war und bald sterben müsste, hielten mich weiterhin auf Trapp!

Es würde tatsächlich Jahrzehnte dauern, bis ich das, was ich in dieser Musikstunde hatte erdulden müssen, einigermaßen ins Lot bringen könnte.

Entscheidungen.

Wenn man an einem erduldeten Leid etwas Gutes sehen könnte, so war es die Möglichkeit, in irgendeiner Weise einen Schub in eine bestimmte Richtung zu befördern. Ob das ein guter oder schlechter Weg werden würde, bliebe dabei dahingestellt.

In meinem Leben ebnete es einen ganz speziellen Weg, der letztlich zum Guten führte.

Ich war zunächst als Kind Opfer eines Triebtäters in einem geschützten Raum geworden.

Dann machte ich mich selbst zum Opfer in meiner Beziehung zu Andreas und mehr noch, ich erlitt einen gesundheitlichen Vollbreakdown.

Überdies war ich Gefahr gelaufen, selbst ein Täter zu werden, indem ich ein Auge auf wesentlich Jüngere warf.

Ich schaffte es jedoch, mit Hilfe anderer und einer intensiven Selbstreflektion, diese Negativanteile meiner „Laufbahn“ aufzulösen und zu mir selbst zu finden.

Im Falle Andreas hatte ich mich bereits an der Schwelle zum Täterdasein befunden.

Er war zwar noch, im Sinne des damaligen Gesetzes, minderjährig, aber doch bereits in einem

Alter, wo ihm qua De-Facto-Regelung eigene Entscheidungen zugestanden wurden.

So war diese Grenzerfahrung wie ein Warnschuss gewesen, kurz vor dem Abgrund geprüft zu werden, um den „Absprung“ zurück zu schaffen.

Und, was besonders gut für mich war, ich schaffte es, das zu leben, was ich wirklich war, ohne Versteckspiel oder Heimlichtuereien, wie es viele andere tun (müssen oder zu müssen glauben).

Andreas war zwar vordergründig eine Niederlage für mich gewesen, die mich jedoch hin zu der Auflösung meiner Derivationen führte, hin zu einer selbstbestimmten Beziehungsfähigkeit auf gleicher Augenhöhe und hin zu der Vermeidung einer Straffälligkeit, quasi im letzten Augenblick.

Prüfsteine.

Das Leben scheint uns Prüfsteine in den Weg zu legen. Nicht aus Bosheit, wie man oft in der jeweiligen Situation meinen könnte, sondern als Unterstützung, um den ureigenen Weg zu finden.

So könnte man meinen, all das, was mir auf meinem Lebensweg passiert war, könnte gewollt, geplant gewesen sein, damit ich das Ziel meines Lebens erreichen könnte.

Die Frage dabei ist nur die, wer steckt dahinter? Wer plant all das? Gibt es einen großen Lenker, der mich im Auge hat?

Ich bin mir heute sicher, dass wir selbst unseres Glückes Schmied sind. Es gibt keinen Lenker und dann entsteht noch die Frage, warum ist es denn keine Lenkerin?!

Ich hatte zwar keinen Einfluss auf den Teufel gehabt, der mich verführte, ja für seine ureigenen Zwecke missbrauchte, der einen Dreck darauf gab, was es mit mir als Kind machte und wie lange ich darunter zu leiden haben würde!

Ich hatte zunächst vermeintlich keine Chance gegen meine eigenen Unzulänglichkeiten, die auf die Folgen dieses Traumas zurückzuführen waren.

Ich konnte mich nicht meiner Schwächen erwehren, bis ich sie bis ins Mark selbst zu spüren bekam. Sie

hatten mir die Ursache widergespiegelt, warum ich geschwächt war, was „es“ mit mir gemacht hatte.

Ich hatte mich meinen Bedürfnissen nach Liebe und Anerkennung ergeben und war Andreas verfallen, der mich an meine äußersten Grenzen bringen würde und mich in die absolute Erniedrigung geführt hatte, die ein Mensch sich selbst auch nur antun kann.

Ich hatte all das selbst verursacht.

Auch die Krankheit oder besser das Syndrom, das eine ganze Generation und die ganze Welt herausforderte, wurde zum Prüfstein für so viele.

Wie verantwortlich gehe ich mit anderen und mir selbst um?! Wie sehr achte ich auf meine eigene Sicherheit und die der anderen?

Wie sehr versetze ich mich in andere hinein, die schwächer sind, als ich selbst. Wie schütze ich deren Interessen und wie sehr missbrauche ich sie eventuell, wenn ich dies oder das einfach so tue, ohne viel nachzudenken?

All diese Prüfsteine führen zu Entscheidungen, wenn ich sie denn annehme.

Und das tat ich, wenn auch oft sehr spät.

So ist das Leben ein Lehrstück, das ich mir selbst auferlege, das ich selbst in der Hand halte.

Viele Menschen scheitern daran, aber vielleicht ist das die Wahrheit der Herausforderung, ich selbst bin verantwortlich.

Es sind nicht die anderen, es ist nicht ein Gott oder etwa sogar eine Göttin, wir sind es selbst.

Läuterung.

Ich war nun auf einem völlig neuen Weg.

Alles, was bisher in meinem Leben passiert war, hatte auf „normalen“, anderen Prämissen beruht.

Ich hatte nie an Tod oder Sterben gedacht. Ich hatte mich in einer Phase des Lebens befunden, in der man gefühlt unsterblich zu sein scheint.

Ich hatte natürlich gewusst, dass es Krankheit und Tod gibt, aber diese Dinge waren doch weit weg und waren potentiell Erfahrungen, die man machte, wenn man alt und/ oder gebrechlich war.

Ich war doch noch blutjung, da hatte man diese Gedanken nicht und Krankheit und Tod erleideten doch nur andere!

Jetzt war ich plötzlich in eine neue Kategorie geworfen worden, heraus aus der Unsterblichkeit, hinein in die Reihen der Alten und Kranken. Was für ein Abstieg!

Und wieder tauchte das alte Lied der Schuld auf, war ich es doch selbst schuld, ich hatte mich nicht geschützt, war unvorsichtig, unverantwortlich gewesen! Warum war ich nur so dumm und einem 16-Jährigen verfallen?

Das Schwerste daran, sterbenskrank und dem Tode

geweiht zu sein, war diese gnadenlose Erkenntnis, dass es meine eigene Schuld war.

Sicher, Andreas hatte mich angesteckt, er war der Böse, er war fremdgegangen und hatte mir die Pest an den Hals geschickt!

Aber ich war es selbst, der all das nicht bedacht hatte, ich hatte blind vertraut, war dem Teufel regelrecht auf den Leim gegangen.

Da war er wieder, der Teufel Müller, der immer noch und immer wieder ein Auge auf mich warf, der mich wieder einfangen wollte und nun gänzlich vernichten würde.

Und der Belzebug selbst brauchte nichts weiter zu tun, als abzuwarten, bis dass ein winzig kleines Virus sein geplantes Zerstörungswerk in den Zellen meines Körpers vollbrachte, indem es seine DNA-Botschaft in all meine Wirtszellen hineinschleuste und sich dort einnistete.

An dieser Stelle würden meine eigenen Zellen zum Vollstrecker und weitere böse Viren produzieren und das immer weiter, bis mein Immunsystem zusammenbrechen und mir als Ganzem den Garaus machen würde.

Ja, dieser Teufel hatte seine Armada von kleinen Helfern, die für ihn arbeiteten und alles durchdrangen, um dieses System dazu zu bringen, sich selbst abzuschaffen, zu eliminieren und dem großen Gan-

zen, in Form meines Körpers, den finalen Todesstoß zu versetzen.

Wie perfide war dieser Teufel doch, der überall lauerte, um das Leben zu zerstören und Unheil zu verbreiten.

Dieser Teufel war bereits lange in mir, er saß nicht irgendwo in einer imaginären Hölle. Er war wie ein Krebs im eigenen Inneren, der anfang, alles zu zerfressen, was nicht niet- und nagelfest war.

Als ich aus diesem ersten Albtraum der Erkenntnis aufwachte, dass alles, was passiert war, nur einzig und alleine mit mir selbst zu tun hatte und in meinem eigenen Inneren saß, war ich zunächst furchtbar erschreckt und letztlich nur noch wütend.

Bis dato hatte ich immer gedacht, das Böse, Schreckliche säße außerhalb von mir, wäre der Feind, der im Außen lauert.

Die Erkenntnis, dass das „Böse“, das Teuflische, in mir selbst lauerte, meiner eigenen Verantwortung entsprang, mein eigenes Schicksal war, kam erst zum Vorschein, als ich vier Jahre nach meiner Infektion tatsächlich krank wurde.

Mein Immunsystem hatte gekämpft, hatte versucht, sich dieser Brut zu entledigen, seine Fresszellen in die Schlacht zu schicken, um den Feind im eigenen Haus zu vernichten.

Aber diese Schlacht musste verloren gehen, denn wenn eine Armee versucht, ihren Erzfeind zu schlagen, dieser aber gleichzeitig mitten in dieser Schlacht in die Kämpfer der gegnerischen Armee eindringt und von innen dafür sorgt, dass sich die eigenen Soldaten gegen ihre eigene Truppe wenden und sie von innen angreifen, wenn diese eigenen Soldaten weitere Soldaten, wie aus dem Nichts, beschaffen und diese dazu bringen, sich wiederum gegen die eigene Soldatenschar zu richten, ist der große Kampf, für den alles in die Waagschale geworfen worden war, schnell und gänzlich verloren.

Die eigene Armee löst sich quasi selbst auf, kämpft verrückterweise nun gegen die eigene Mannschaft, während die Armee des Teufels nur noch zuschaut, um am Ende die letzten Überbleibsel der so tapferen Soldaten aufzulesen und in die große Grube der Zurückgebliebenen zu werfen.

Die Schlacht ist verloren, der Angegriffene existiert nicht mehr. Die Armee des Teufels ist der ungebändigte Sieger.

Neue Waffen.

Die neuen Waffen kamen im buchstäblich letzten Moment.

Alle eigenen Soldaten lagen am Boden oder waren bereits vernichtet. Es war nur noch wenig übrig von der einst starken Streitmacht, die bis zuletzt zu kämpfen trachtete.

Die neuen Kämpfer waren eigentlich zunächst nur ganz wenige. Es fing mit einer Monotherapie mit AZT (Retrovir) an und steigerte sich von Jahr zu Jahr zu einer kleinen, aber starken Streitmacht.

Es gab viele Rückschläge und Experimentierstreiter, die unnütz zurückblieben.

Aber mit der Zeit wurden die Streitmächte stärker und wirkungsvoller.

So wurden aus einzelnen Superkämpfern ganze neue Armeen, die von allen Seiten an das Böse herantraten und es überall da blockierten, wo es versuchte, in die Wirtszellen einzudringen.

Die Eingangspforten dieser meiner Wirtszellen wurden nun immer intelligenter blockiert und vermauert.

Die Zellumschreibungen (medizinisch Transkriptase genannt) und DNA-Scheren wurden gekappt und die Invasionszellen, die in mich eindringen wollten, fingen an, zu verkümmern, fanden keinen Einlass

mehr in die gesunden Lebensbausteine meiner geschundenen Existenz.

So wurden die HIV-Zellen immer weiter zurückgedrängt, mussten sich in Gegenden des Organismus' verstecken, wo sie kaum noch zu sehen waren, wo sie zwar weiter lauerten, aber nun gefesselt und wahrscheinlich für immer weggesperrt waren.

Die neue Streitmacht hatte begriffen, worauf es ankam, sie wurde mit den Jahren stärker und stärker und schloss sich zusammen mit anderen, neuen Ideen zu einer Superstreitmacht, die es schaffen könnte, die scheinbar nicht tot zu kriegenden HIV-Viren für lange Zeit, wenn nicht sogar für immer, in Schach zu halten.

Bis die Viren vielleicht selbst eines Tages aufgeben würden, ihren Wirt verließen oder mit ihm untergingen, nämlich dann, wenn dieser, auf natürliche, von „Gott“ entschiedene Weise, seinen Löffel selbsttätig abgeben musste.

Der Kampf kostete viel Kraft und Energie und er dauerte Jahrzehnte. Aber er würde sich lohnen.

Die AIDS-Kranken hörten auf zu sterben.

Sogar ich hatte Grund zur Hoffnung. Aus einer Prognose von 14 Monaten im Jahre 1996 war ein doch noch erfülltes Leben geworden. Ich hatte die Chance bekommen, neu anzufangen und unerwarteterweise einfach weiterzumachen.

Nach einer schweren und langen Krankheitsphase mit nur noch 59 Kilo und nichts mehr auf den Knochen, war ich auferstanden aus Ruinen, war dem Meister Tod und dem Teufel selbst von der Schippe gesprungen, hatte zurückgeblickt und meinem speziellen Freund „Teufel Müller“ meine beste Hinterseite gezeigt.

Und dieser Blick zurück war kein Blick im Zorn oder mit Hader, er war ein Blick der Erleichterung, der Läuterung, des Gefühls, es war alles okay, so wie es war.

Es hatte viel gegeben, das mich hätte aufgeben lassen können: Missbrauch, Gewalt, Verrat, Ansteckung und Todesdrohung waren die Helfer des Teufels gewesen, doch ich hatte sie am Ende alle fürs Erste besiegt.

Nicht allein aus eigener Kraft, sondern mit der Hilfe anderer, aber auch mit einem besten Freund, der Erkenntnis hieß.

Ist dies nicht die Blaupause für eine Geschichte, die wir alle kennen?

Wie ging es Adam und Eva im Paradies? Waren nicht auch sie verführt worden von der Schlange, die sie dazu brachte, den verbotenen Apfel zu kosten?

Und war es nicht diese unschuldige Versuchung, die sie aus ihrem Paradies vertrieben hatte. Sie

mussten in die Welt hinaus, um diesen Weg zu gehen, um zu erkennen, welche Schuld sie glaubten, auf sich geladen zu haben.

Und sie durften erfahren, dass es diese Schuld nicht wirklich gab, dass sie selbst es waren, die ihre Entscheidungen getroffen hatten bzw. treffen mussten.

Die Schlange und Gott waren nur die Spiegelbilder und Protagonisten gewesen, ihre innere Stimmen, die ihnen den Apfel und die Verbote auferlegt hatten.

Wir sind es, die uns selbst bestimmen, so oder so.

Und so war es bei mir am Ende das Syndrom AIDS, das das Sinnbild gab, welche Aufgabe ich mir selbst zu geben hatte, um Erkenntnisse zu erlangen.

Fazit.

Wir schreiben nun das Jahr 2021 und an weiteren Herausforderungen mangelt es nicht, man denke nur an Covid-19.

Aber ich lebe noch, aus den 14 Monaten im Jahre 1996 wurden 25 Jahre Weiterleben, bis dato im Jahre 2021.

Wer sagt nun noch, er wisse, was die Zukunft für ihn parat hat? Er oder sie weiß nichts, es ist alles offen, packen wir an, was auch immer kommt, es wird sich sicher lohnen.

Epilog.

Missbrauch, Vergewaltigung und sexuelle Belästigung werden heutzutage weltweit zusehends immer mehr geächtet, endlich auch nicht mehr verdrängt und tabuisiert, aber glücklicherweise mit aller Härte verfolgt und geahndet.

Dies geschah und geschieht sehr langsam und wurde erst konsequent und erfolgreicher nach jahrzehntelangem Ringen, auch durch den Druck von Öffentlichkeit.

Immer noch bleiben die vielen Millionen Opfer der Vergangenheit weitgehend alleine und ungesühnt zurück.

Auch werden neue Opfer allzu stiefkindlich behandelt, außen vor gelassen und im gesellschaftlichen Abseits alleine gelassen.

Hier gilt es, die vielen Betroffenen verstärkt und ohne Kompromisse zu unterstützen und zu entschädigen, auch und vor allem dort, wo es bei vergangenen und weit zurückliegenden Fällen noch möglich ist und Sinn macht.

Gleichzeitig wäre es ratsam, die Verjährung, die in Bezug auf ihre Dauer zwar bereits weiter ausgedehnt wurde, zu guter Letzt doch den Vorgaben bei Mord gleichzustellen.

Mord verjährt bekanntlich nie und so sollten die in unserem Roman als Beispiel behandelten Straftaten und natürlich alle anderen aus diesem Deliktbereich ebenso für immer strafrelevant bleiben.

| Bildquellen | |
|----------------------|--|
| Nr. Abbildung | Art + Herkunft der Abbildung |
| Coverfoto | „Teufel, Böse, Monster, Angst, Maske, Horror“, aus www.pixabay.de , MakyFoto. Pixabay Nr. 571218. Bezeichnung fürs Buch: Der Teufel. |
| Abb. 01 | „Blechhammer, Alte Schule“, Foto:Störfix. Lizenz: Creative Commons by-sa 3.0 de. URL: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/de/legalcode . Bezeichnung fürs Buch: Meine erste Schule. |
| Abb. 02 | „Untergeschoss, Aufgegeben, Ruinen, Keller, Alte“, aus www.pixabay.de , BushBoxer. Pixabay Nr. 5604816. Bezeichnung fürs Buch: Schulkeller-Gänge. |
| Abb. 03 | „Dachgeschoss, Pise, Alte Dachboden, Fliese, Licht“, aus www.pixabay.de , kincse_j. Pixabay Nr. 112269. Bezeichnung fürs Buch: Schuldachstuhl-Gänge. |
| | |
| | |
| | |
| | |

| Bildquellen | |
|----------------------|---|
| Nr. Abbildung | Art + Herkunft der Abbildung |
| Abb. 04 | <p>Sitzender, dicker Mann von Zille, Heinrich (1858-1929) (Künstler) (Herstellung) – Stiftung Stadtmuseum Berlin, Germany. Public Domain. Zitieren von Quellen im Internet. URL: https://www.europeana.eu/de/item/191/item_5BS7HP66RZMW6X_DIF22BLT2GSIGMVFZ3. Stand: 03.08.2021. Bezeichnung fürs Buch: Herr Müller.</p> |
| Abb. 05 | <p>„Mann, Zug, Öffentliche Verkehrsmittel, Fahrender Zug“, aus www.pixabay.de, Pexels. Pixabay Nr. 1283748. Bezeichnung fürs Buch: Werner.</p> |
| Abb. 06 | <p>„World Trade Center, New York City“, aus: Privatbesitz d. Verf., 1975. Bezeichnung fürs Buch: Twin Towers, New York City.</p> |
| Abb. 07 | <p>„Schwarz weiß, Junge, Mit Langen Haaren, Lange Haare“, aus www.pixabay.de, Robin TheHooded. Pixabay Nr. 5089597. Bezeichnung fürs Buch: Andreas.</p> |